

Zeitschrift: Mitteilungen der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich
Band: 20 (1919-1920)

Artikel: Die Wanderungen der Berner Bauern
Autor: Flückiger, O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-17608>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Wanderungen der Berner Bauern.

Von O. FLÜCKIGER.

(Aus der im Manuskript überreichten Festschrift für Prof. Dr. Otto Stoll.)

Das bernische Emmental und im besondern die Höhen der Napflandschaft waren bis ins 19. Jahrhundert in ähnlicher Weise der Schauplatz eines Saisonnomadenlebens der Hirten, wie wir es heute in den Alpen kennen. Die Erinnerung an diese schon halb vergessene Wirtschaftsweise wurde einmal wieder wachgerufen, als 1914 eine wenig beachtete Zeitungsnotiz aus dem Emmental das Ableben der letzten, betagten „Küherin“ meldete. Ausserhalb des Emmentales ist man heute über das Leben und die Wanderungen dieses nun untergegangenen Küherstandes kaum mehr unterrichtet.

Die frühesten Bauernhöfe der Napflandschaft hielten den Talgrund und den Fuss der Halden besetzt; die Höhen, dort als „Eggen“ bezeichnet, waren dem Wald oder der Weide überlassen. Die Bergweiden wurden im Sommer von Hirten bezogen, die ihre Kuhherden aus der Ferne, vom Mittelland oder vom Oberaargau, heranzuführen. Es war unumgänglich, jeweilen noch in den Winterquartieren durch systematische Marschübungen die Tiere auf den langen Weg zur „Alp“ vorzubereiten. In einem festlichen Alpaufzug richtete sich die Familie des Kühers in der Sennhütte der Bergweide häuslich ein; im Herbst verliess sie das Land und führte die Herde ins Mittelland und in den Oberaargau zurück. Dort blieb sie bei einem ansässigen Bauern den Winter über zu Gast. Die Familie selbst quartierte sich im „Stöckli“ ein; die Tiere wurden in Nebengebäuden untergebracht und mit zusammengekauftem Heu durchgewintert. Das Wanderleben sicherte im allgemeinen diesen Kühern einen höheren Grad der Unternehmungslust und der geistigen Beweglichkeit, als er den ansässigen Bauern in den engen Verhältnissen eines Emmentaler „Grabens“ eigen ist. Als gereiste, geschäftsgewandte Leute standen sie in besonderem Ansehen; nicht selten schrieb ihnen der Aberglaube übernatürliche Kräfte zu.

Diese Wanderzüge zwischen Sommerweide und Winterquartier wichen einigermaßen von den alpinen Verhältnissen ab. In den meisten Fällen bewirtschaftet der Äpler der Reihe nach die verschiedenen Alpstafeln zunächst über seinem Winterdorf; so steht er zu allen Jahreszeiten auf dem äussersten Vorposten am Grenzsäum der menschlichen Wohnfläche. Die Hirten des Emmentales nomadisierten nicht einfach zwischen der Berg-

weide und dem nächsten Dorf im Tal. Ihre Wanderung führte sie von weit her über die Winterwohnungen des Tales hinaus; gleich einem Wellenzug, der vom offenen Wasser her uferwärts wandert und über die Uferlinie weg an die Halde hinauf schäumt. Heute sind jene Weiden im Napf fast durchweg in Berggüter umgewandelt. Beim Gehöft steht noch die alte Sennhütte, als „Hüsi“ von den Hausleuten bewohnt, die im Dienstverhältnis zum Hofbesitzer stehen. — Herr J. Escher-Bürkli in Zürich hat in verdienstvoller Hingabe die Ortsbezeichnungen aus dem ganzen Topographischen Atlas der Schweiz zusammengestellt und u. a. jedes Vorkommen von „Hüsi“ auf einer Karte eingetragen (nur im Manuskript). Ungemein klar zeigt das Kartenbild die Häufung dieser Signatur im Napfbergland in einer insularen Fläche.

Als vor Jahrhunderten im Emmental nur die Talböden und die untern Halden von Höfen besetzt waren, da umfasste der Landbesitz eines Bauerngutes meist ein Vielfaches von heute, bei durchschnittlich extensiver Nutzung. Ein kleiner Teil in der Nähe des Hofes wurde gründlich bebaut; der grössere Teil des Bodens war Wald oder Weide, eine kaum recht genützte Wildnis. Mit dem Anwachsen der Volkszahl kam es zur Aufteilung der Güter. Die Zerkleinerung des Besitzes bis zu einem gewissen Mass war wirtschaftlich ein Fortschritt; kleine und mittelgrosse Güter können sorgfältiger bebaut werden und bringen grössere Erträge ein als ganz grosse, für die die Arbeitskräfte nicht ausreichen. In einer Bauernfamilie des Emmentales mochten die Eltern noch arbeitstüchtig sein, wenn der älteste der heranwachsenden Söhne bereits imstande war, das Gut zu führen. Statt schon abzudanken, stattete der Vater dem Ältesten einen eigenen Hof mit Umschwung aus. War dann der jüngste Sohn endlich herangewachsen, so fühlten sich die Eltern alt genug, um sich ins „Stöckli“ zurückzuziehen. Der Jüngste übernahm den alten Hof. So mag sich das Erbrecht des jüngsten Sohnes, das Minorat, herausgebildet haben¹⁾. Wo einst *ein* Bauernhof stand, da erwuchs mit der Zeit eine ganze Gruppe; bisweilen weist noch der Name auf den gemeinsamen Ursprung hin. Auf einer breiten Terrassenfläche im Fankhausgraben (Trub) liegen z. B. die Güter Hinter-, Mittler-, Vorder- und Vorderst-Fankhaus. Immerhin wusste man in der Handhabung des Erbrechtes der Güterzersplitterung zu wehren. So vorteilhaft es ist, zu grosse Güter in mittelgrosse zu zerlegen und sie intensiv auszunutzen, so schädlich müsste eine noch weitergehende Aufteilung in Zwergbetriebe, sog. „Geissheimetli“, wirken.

Als von den Tälern her die Hofsiedelungen allmählich auch die Berghalden und die Eggen eroberten, und der Boden bis zum zulässigen Mass aufgeteilt war, musste der Überschuss des Volkes ausser Landes gehen. Lange bot noch neben dem Landbau die Hausindustrie, die Leinenweberei, wie sie Jeremias Gotthelf als Armeleutearbeit schildert, ein

¹⁾ Vgl. Berger, Volkswirtschaftliche Zustände des Emmentales. Langnau 1866.

Auskommen im Land selbst. Die Fabriken („Burgdorfer“- oder „Berner“-Leinwand) haben diesen Hausbetrieb fast völlig zum Erlöschen gebracht. „Wenn ein Volk die Ernährungsfähigkeit seines Bodens überwächst, so folgt ein unaufhörliches Abfließen“ (Ratzel). Fast durchweg setzt der Zug nach der Stadt, nach den Industriepätzen ein; die Bauernsöhne werden Fabrikarbeiter. Der Emmentaler dagegen ist in kraftvoller, selbstbewusster Einseitigkeit nur Bauer und den Söhnen gilt nichts höher als der angestammte Beruf. Verlassen sie ihre Heimat, so geht ihr Trachten dahin, anderswo unter günstigeren Verhältnissen einen Bauernhof zu übernehmen, auf eigenem Boden und unter eigenem Dache zu wohnen. Seit Jahrhunderten sind in ununterbrochenem Zug die Bauern aus dem Emmental, dem Mittelland und dem Oberland ausgewandert und haben in stiller, zäher Kolonisationsarbeit neues Land erobert. Die Besiedelung durch die Berner Bauern umfasst vor allem die Landschaften des Mittellandes vom Genfersee zum Bodensee und den Jura.

Zu einer Zeit, als von einer Übervölkerung im Emmental noch nicht die Rede sein konnte, setzte schon die Wanderbewegung ein; es geschah damals, bald nach der Reformation, aus religiösen Gründen¹⁾. In Bern war der Glaube in erster Linie Staatsangelegenheit und vermochte nicht überall dem religiösen Empfinden zu genügen. Die Emmentaler wünschten sich selbstgewählte, unstudierte Prediger, wie auch heute noch ein Teil der Bevölkerung der Landeskirche fernbleibt und bei ungelehrten Wanderpredigern aus dem Volk Erbauung sucht. Unter den Verfolgungen durch das Berner Patriziat wanderten viele Wiedertäufer-Familien aus, in den Jura, nach Mähren, nach Russland an die untere Wolga und selbst nach Vorderasien.

Der erste Auszug der Täufer fällt in die Mitte des Reformationsjahrhunderts. Die Emmentaler Kolonisten erschienen damals am natürlichen Eingangstor in den Jura, bei Péry am Montoz. Von hier strahlte die Besiedelung nach allen Seiten aus und griff vom Berner in den Neuenburger Jura hinüber. Auf dem unwirtlichen Boden der Jurahöhen erschienen die religiösen Flüchtlinge und später die freiwillig zugewanderten Kolonisten aus dem Emmental als Pioniere der Landwirtschaft; ihre Berufstüchtigkeit gab den Gütern einen höhern Wert. Die religiösen Bedenken im Lande des Fürstbischofs von Basel gegen die Einwanderung der Sektierer vermochten gegenüber dem wirtschaftlichen Vorteil nicht aufzukommen. Die einheimischen Kleinbauern und Landarbeiter wehrten sich zwar gegen die Konkurrenz der überlegenen Berner Bauern und erhoben gegen sie allerhand Vorwürfe: Sie verteuern den Boden, sie bezahlen höhere Pachtzinsen als bisher üblich; sie nehmen zu viel Land unter den Pflug und schmälern damit die Gemeindeweiden; sie schädigen durch übermäßigen Holzverbrauch in ihren Käsereien den Wald. Die Grundbesitzer

¹⁾ Die geschichtlichen Angaben nach
E. Müller, Geschichte der bernischen Täufer. Frauenfeld 1895.

dagegen nahmen Partei für ihre Pächter und hoben rühmend deren Geschicklichkeit hervor. Selbst der Fürstbischof, als Landesherr, nahm sich der Berner Bauern an. Es ist nicht ohne Reiz, den katholischen Kirchenfürsten als Beschützer der Sektierer zu sehen, die das protestantische Bern vertrieben hatte.

Die Einwanderung in den Jura dauerte fort, als die religiösen Verfolgungen schon längst aufgehört hatten. Die Uhrenindustrie begann ihre Anziehungskraft auf den welschen Jurassier auszuüben. Für die feine, kunstvolle Arbeit im Atelier und in der Fabrik zeigt er mehr Neigung und Geschick als für den Landbau; auch sagt ihm das gesellige Leben im Tal mehr zu als das Einsiedlerdasein auf entlegenen Höhen. Der karge Boden, Wassermangel, lange Winter und die Mühen des Verkehrs zum hochgelegenen Bauernhof förderten die Abwanderung zu der Industrie des Tales; die deutschbernischen Einwanderer bezogen dann um billiges Geld die vereinsamten Güter. Wandert man heute über die Höhen des Berner Jura, so trifft man recht häufig in den Bauernhöfen diese Kolonisten aus dem Emmental, dem Mittelland oder dem Oberland. Vielerorts ist in grossen Zügen geradezu eine sprachliche Teilung des Landes eingetreten. Im Tal wohnen die welschen Jurassier, auf den Höhen die deutschsprechenden Kolonisten. Das Einzelhofsystem im Emmental mochte den Bauern auf das Leben auf den einsamen Jurahöfen vorbereiten. Der wenig abträgliche Boden, der rauhe Winter, die prekäre Wasserversorgung in den Zisternenanlagen boten keine sonderliche Lockung; ihn zogen die billigen Bodenpreise heran, die auch dem wenig Begüterten einen eigenen Hof und ein eigenes Dach versprachen. Wohl sind bei der Übernahme die Güter oft traurig verwahrlost; doch gelingt es dem Besitzer meist in kurzer Frist, Ordnung zu schaffen. In den Jahren der Grenzbesetzung hatten die Soldaten aus dem deutschen Bernbiet reichlich Gelegenheit, sich im Jura nach Bauernhöfen umzusehen; das bedeutete für die Kolonisation einen neuen Antrieb.

Hat sich der Deutschberner auf einem Hof im Jura festgesetzt, so hält er Umschau nach andern Gütern für seine Söhne. Überall treten diese Kolonisten als Bewerber auf und gewinnen so in der Landwirtschaft eine massgebende Stellung. Jeder Hof wird ein neues Ausstrahlungszentrum. Wer im Jura selbst nichts Zusagendes findet, wandert über die Grenze. So gelangen diese Kolonisten nach dem Elsass, dem Sundgau, nach Burgund und weiter nach Frankreich hinein. Neben dem Emmental darf der Jura in der Kolonisation als sekundärer Ausbreitungsherd gelten.

Im Mittelland wendet sich ein Teil der wandernden Berner Bauern den freiburgischen und waadtländischen Gütern zu. Im Kanton Freiburg steht im allgemeinen die landwirtschaftliche Betriebweise noch nicht auf gleich hoher Stufe wie im Bernbiet. Hier wie im Jura haben es die Einwanderer meist auf vernachlässigte und billig zu erwerbende Höfe abgesehen. Trotz konfessioneller Bedenken sehen nicht wenige Freiburger in solcher Einwande-

rung einen Vorteil für ihr Land. Immerhin tritt auch die Sorge auf über die Entfremdung des heimischen Bodens. Im Herbst 1918 entstand unter diesem Eindruck die „Ligue pour la conservation de la terre fribourgeoise“, deren Ziel darin bestehen dürfte, aus wirtschaftlichen, politischen und wohl auch konfessionellen Gründen den weitem Übergang der Freiburger Bauerngüter an Landesfremde, d. h. wie kaum zweifelhaft, im besondern an die kolonisierenden Berner Bauern, zu verhindern.

In der Westschweiz wurde aus der Zuwanderung der Berner Bauern die Gefahr der Germanisierung hergeleitet. Nun ist wohl der Eingewanderte in seinem Beruf tüchtig, gehört aber nicht zu den sozial entscheidenden Volksschichten. Als Bauer, als Knecht tritt er einzeln unter die schon stark industrielle romanische Bevölkerung und kann da schon nach seiner etwas schwerfälligen und abseitigen Art nicht dominieren. Dann steht er sprachlich vereinzelt da und vermag mit seiner Mundart gegenüber dem gepflegten Französisch nicht aufzukommen. Im westschweizerischen Mittelland geht seine Sprache inmitten einer dichten einheimischen Bevölkerung rasch und gründlich im Französischen auf. Auf den Jurahöhen in der Abgeschlossenheit der Einzelhöfe behält die Familie das Berndeutsche durch Generationen hindurch. Im verkehrsreichern Tale dagegen geht das Deutsche wieder rasch verloren; zu Hause sprechen die Kinder deutsch, auf der Strasse französisch. In der folgenden Generation ist meist die Romanisierung vollzogen¹⁾.

Dringen Völker oder kleine und kleinste Menschengruppen in neue Gebiete ein, so vollzieht sich die Bewegung vorwiegend in der Richtung des geringsten politischen oder wirtschaftlichen Widerstandes. Im Jura war der Bodenbau nie recht lebenskräftig; die Uhrenindustrie mit der starken Abwanderung der Arbeitskräfte nach den Fabriken musste ihn erst recht lahm legen. Da wo der Landbau kraftlos, der Widerstand gegen die Kolonisation gering geworden, sind nun die Berner Bauern als die wirtschaftlich Überlegenen in friedlicher Überflutung eingedrungen. Im Lauf von Jahrhunderten summierten sich die Wanderungen Einzelner und ganzer Gruppen zu fühlbarer Wirkung im besiedelten Gebiet.

Wie im Jura und im westschweizerischen Mittelland, so gibt es in der Mittel- und Ostschweiz Landstriche, da der Bodenbau nicht mit voller Energie betrieben wird; an solchen Stellen geringerer Lebenskraft fand der Berner Bauer Zugang. Er drang in das benachbarte Luzerner Hinterland ein und bezog dort frei gewordene Höfe, nicht ohne gewisse Widerstände der ansässigen Bevölkerung, die in der protestantischen Infiltration konfessionelle Schwierigkeiten fürchtete. Die Kolonisten erschienen im Entlebuch, im Zugerland, im Freiamt, auf dem Lindenberg und erwarben auch im Knonaueramt mit Vorliebe die vernachlässigten Höfe. Auf dem Zürichberg-Pfannenstiel sind sie so zahlreich vertreten, dass sie den Höhen-

¹⁾ Vergl. Morf, Deutsche und Romanen in der Schweiz; in der Vortragsreihe „Aus Dichtung und Sprache der Romanen.“ Strassburg 1911.

zug scherzweise das Berner Oberland nennen. Weiterhin trifft man diese Kolonisten einzeln und in Gruppen bis an den Bodensee hinaus. Überall erschien der Berner im Beruf den Einheimischen überlegen und vermochte sich gegen alle wirtschaftlichen Widerstände durchzusetzen.

Es ist eine geschichtliche Erfahrung, dass aus der Einwanderung Einzelner in ein Nachbarvolk leicht ein politischer Einfluss entstehen kann. Die Kolonisten unterhalten zu einander allerhand Beziehungen, finden sich in derselben Denkweise zusammen und knüpfen so über das Neuland ein engmaschiges Netz, das unter Umständen die Bewegungsfreiheit der Einheimischen beeinträchtigt. Die Einwanderer pflegen aus ihrer Zahl endlich Machtansprüche abzuleiten, die der Einheimische als unstatthafte Einmischung abwehren muss. Es läge nahe, solch anspruchsvolles Auftreten auch von Seite der Berner Bauern anzunehmen, überall da, wo sie sich in grösserer Zahl niederlassen. Das trifft hier aber keineswegs zu. Der Berner Bauer ist von Haus aus mehr Eigenbrödler, der wenig zum Denken und Fühlen in der Gemeinschaft neigt. Weder im Jura, noch im Mittelland spinnen sich zwischen den Höfen der Eingewanderten Fäden an, die sich zu einem Netz politischer oder wirtschaftlicher Pläne verknüpfen. Der Bauer lebt ganz seiner Berufsarbeit; er möchte unbehelligt seine eigenen Wege gehen und denkt nicht daran, sich in den Widerstreit der Meinungen einzumischen oder gar eine führende Rolle zu begehren. So mag es sich denn erklären, dass man das Dasein, die starke Verbreitung, die grosse Tätigkeit und wirtschaftliche Bedeutung dieser „Stillen im Lande“ bisweilen völlig übersehen hat. Ebenso wenig machen sich die Berner Bauern in religiösen Dingen unter den Andersgläubigen bemerkbar. Wohl begegnen sie im katholischen Nachbarland anfänglich konfessionellen Widerständen, kommt es doch vor, dass geistlicher Einfluss sich müht, die Einwanderer von den frei gewordenen Gütern fern zu halten. Sind aber einmal die Kolonisten heimisch geworden, so vertragen sie sich als konservativ und religiös veranlagte Naturen meist ganz gut gerade mit der orthodoxen Richtung unter der ansässigen Bevölkerung. Die protestantischen Berner pflegen im katholischen Gebiet Rücksicht auf das religiöse Empfinden der Andersgläubigen zu nehmen, indem sie sich z. B. an katholischen Feiertagen, die in die Woche fallen, nach Möglichkeit auf die Arbeiten beschränken, die nach aussen nicht störend wirken.

In verschiedenen katholischen Gegenden unseres Landes, wie im Entlebuch, im Luzerner Hinterland, im Freiburgischen, am Nordfuss des Blauen sind die politischen und religiösen Gegensätze der Parteien, der Liberalen und der Konservativen, noch heute beinahe so lebendig wie früher. Eine gehässige Lokaljournalistik verschärft und vergiftet da und dort den Parteihader. Ein Riss geht durch das ganze Volk. Das selbe Dorf kann sich in zwei Lager spalten, handle es sich um Krämerläden, Wirtschaften, Gesangvereine, Krankenkassen oder um Genossenschaften

für die Milchverwertung. Eine Unsumme bester Kräfte wird in diesem Streite aufgezehrt. Die zuwandernden protestantischen Berner Bauern halten sich von diesen Parteikämpfen meist fern. Ihre Interessen liegen auf wirtschaftlichem Gebiet. Ihre neutrale Stellung mag ihre Position auf dem fremden Boden wesentlich verstärken.

Weit mehr als das deutsche Bernbiet erlebt die Ostschweiz die wachsende Bedeutung der Industrie. Die Landwirtschaft wird in den Hintergrund gerückt. Selbst die Bauern in der Nähe der Industrieorte schielen nach der Fabrik hin und bringen für die Feldarbeit nur noch den halben Eifer auf. Ihre Söhne treten mit Vorliebe in einen städtischen Beruf über. So leidet der Landbau unter der Arbeiternot, für die auch die Verwendung landwirtschaftlicher Maschinen keine ausreichende Lösung zu schaffen vermag. Nicht selten treibt der Ostschweizer Bauer noch irgend ein kleines Nebengewerbe, das seine Zeit und Aufmerksamkeit zu stark zersplittert, als dass nicht wieder die Sorge für Feld und Vieh darunter leiden müsste. Der Berner Einwanderer empfindet gegen solche Vielseitigkeit eine wohl begründete Abneigung; ihm gilt der Bauer nicht als vollwertig, der neben seinem Gewerbe noch Zeit für allerhand Nebenbeschäftigungen findet.

Ausser dem Emmentaler treten in der Ostschweiz, wie beispielsweise im Knonaueramt, auch Haslitaler als Kolonisten auf. Im allgemeinen fangen sie ihre Arbeit mit geringerer Habe und mit noch bescheidenern Geldmitteln an als die Bauern aus den andern Teilen des Bernbietes. Sie und andere wenig begüterte Einwanderer haben es auf verwahrloste Höfe abgesehen, die sie billig erwerben und nach kurzer Zeit durch ihre Berufstüchtigkeit wieder hoch bringen. In den dem Weltkrieg vorausgehenden Jahren war es nicht selten, dass sich ein Kolonist mit seiner Familie auf dem neu erworbenen Hof gut durchbrachte und mit einer alljährlichen Wertsteigerung seines Besitzes um einige Tausende von Franken rechnen durfte. In einzelnen Fällen bearbeitet ein Bauer sein Gut nur solange, bis es wieder in Stand gestellt ist; dann verkauft er es mit angemessenem Gewinn und beginnt die Pionierarbeit auf einem andern heruntergewirtschafteten Heimwesen von neuem. Darin gleicht er jenen Farmern in der Union und in Kanada, die sich im Walde eine Farm schaffen, sie verkaufen und dann anderswo in der Wildnis die Rodungsarbeit von vorne anfangen.

Die wandernden Berner suchen ausserhalb ihres Landes das, was sie zu Hause nicht bekommen können: Ein eigenes Dach und billigen Boden. Der Kulturboden im Emmental, Mittelland und Oberaargau steht verhältnismässig sehr hoch im Preis. Unter den Wertverhältnissen vor dem Krieg schon galt hier die Jucharte rund 1000 Fr. mehr als in der Ostschweiz. Das machte sich in Friedenszeit stets auch bei Truppenübungen in jener Gegend geltend; die Landschadenvergütungen stiegen zu ungewöhnlich hohen Beträgen an. Infolge der starken Nachfrage sind im

Bernbiet selten Güter feil; oder dann sind sie fast nur Wohlhabenden zugänglich. In den Kriegsjahren kam es wiederholt vor, dass Kapitalisten, ohne selbst Bauern zu sein, ihr Geld in solchen Bauernhöfen anlegten und so zur Steigerung der Bodenpreise beitrugen.

Der Berner hat in seiner Kolonisationsarbeit fast durchweg Erfolg. Verschiedene Umstände tragen dazu bei. Er betreibt z. B. in der Ostschweiz den Bodenbau nach andern Grundsätzen als die meisten Einheimischen. Der Ostschweizer Bauer neigt zum System der Dauerwiesen. Wiesland bleibt Wiesland, angeblich mit Rücksicht auf die vielen Obstbäume, die das Umpflügen erschweren oder vom Pflug beschädigt würden; wobei aber der konservative Grundsatz auch auf Feldern ohne Baumbestand Geltung findet. Der tiefere Grund für diese Wirtschaftsweise dürfte eine gewisse Abneigung gegen die vermehrte Arbeit, gegen den intensiven Bodenbau sein. Infolge dieser Betriebsart nimmt der Ertrag der Wiesen ab. Der Berner Bauer dagegen ist von Hause aus gewöhnt, nach bestimmter Zeit das Wiesland umzupflügen. Es folgt der Anbau von Kartoffeln und Getreide. Dann wird der Boden neu „angeblümt“, und nach drei- bis sechsjährigem Ertrag kommt die Wiese von neuem unter den Pflug. Dabei kann der Ostschweizer, der Basler Landschättler, der Freiburger nicht übersehen, dass der eingewanderte Berner den Pflug tiefer führt, die Furchen beharrlicher hackt und den Acker sorgfältiger von den Steinen säubert, als es unter den Einheimischen Brauch ist. Die Wechselwirtschaft erfordert viel mehr Arbeit, Berechnung und vorausschauende Sorge als das System der Dauerwiesen, sichert dem Bauerngut aber auch eine grössere Rentabilität. Dem Berner kommt dabei zu gut, dass ihm in seiner meist kinderreichen Familie tüchtige und zuverlässige Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. Die grosse Kinderzahl gibt den Berner Bauernfamilien das wirtschaftliche Übergewicht in solchen Gegenden, wo der bäuerliche Nachwuchs durchschnittlich gering bleibt.

Die Kinder bleiben meist dem Beruf des Vaters treu, und ein starkes Familien- und Heimatgefühl hält sie ungewöhnlich lang im Kreis der häuslichen Arbeitsgemeinschaft fest. Ein so starkes und wirtschaftlich wertvolles Zusammenhalten aller Familienglieder beruht auf heute noch geltenden patriarchalischen Anschauungen bei den Berner Kolonisten, beruht aber nicht zum kleinsten Teil auch auf dem wohlthätigen Einfluss der Frau im Hause. Ihre Berufstüchtigkeit und Schaffensfreude wird immer rühmend hervorgehoben. Wenn in spätern Jahren Söhne und Töchter stets wieder zu ihrem Elternhaus zurückkehren und sich da Rat in all ihren Anliegen holen, so erkennen wir darin den still mitwirkenden Einfluss der Mutter. Die Bäuerin wird so zum seelischen Mittelpunkt der ganzen grossen Familie. Der gute Geist, der von ihr ausgeht, macht einen Teil der geheimnisvollen Kolonisationskraft aus, die man am Berner Bauern immer wieder bewundert.

In allen Teilen unseres Landes werden die Leistungen der Berner Kolonisten vorwiegend günstig beurteilt. Man anerkennt, manchmal nicht

ohne einen leisen Unterton von Neid, ihre Erfahrung und Berufskennntnis, ihre Fähigkeit, ohne Hetze mit richtiger und planmässiger Zeiteinteilung mehr Arbeit unter Dach zu bringen, als es bei den einheimischen Bauern Brauch ist. Das geordnete Familienleben, die meist ruhige und zurückhaltende Art des Auftretens machen einen vorteilhaften Eindruck. Die Lebenshaltung hat nicht selten noch einen ganz patriarchalischen Anstrich, wie er uns etwa aus den Schilderungen Jeremias Gotthelfs geläufig ist. Der Berner Kolonist ist sparsam; im Essen, in der Kleidung, in der Ausstattung der Wohnräume, in allem, was die Behaglichkeit des Daseins erhöhen könnte, aussergewöhnlich anspruchslos. In den Zeiten dringender Arbeit lässt wohl auch die Ordnung in der Wohnstube manches zu wünschen übrig. Aber die Bauersleute sind der Meinung, dass die Feldarbeit, die Sorge für den Viehstand, für Scheune und Garten allem vorangehen muss, und dass die Menschen erst zuletzt an sich selber denken dürfen. Der geräuschvollen Geselligkeit der Jurassier und Ostschweizer geht der Berner Bauer gern aus dem Weg. Er bleibt lieber auf seinem Hof, bei der Familie und bei der Arbeit. Auch seine Kinder, frühzeitig zu harter Arbeit herangezogen, kommen wenig mit ihren Altersgenossen im Dorf zusammen. Alle diese Gewohnheiten mögen den Berner da als Sonderling erscheinen lassen, wo unter Bauersleuten eine weniger strenge und enge Lebenshaltung üblich ist. Aber für den Erfolg der Arbeit sind sie unumgängliches Erfordernis; sie sichern dem Berner Bauern die Überlegenheit im Beruf.

Gewiss können häufig Fälle angeführt werden, da ein Berner sich als Kolonist nicht bewährt. Wer im Bauernland des Bernbietes als untauglich ausscheiden musste, wird auch als Kolonist in der Ferne für seine engere Heimat nicht sonderlich Ehre einlegen. Bedenklich ist auch die immer wieder gemeldete Erscheinung, dass ein zugewanderter Berner die anders gearteten Bodenverhältnisse nicht genügend kennt und das Land zu teuer bezahlt; trotz aller Arbeit erliegt er dann der finanziellen Last. Hier liegt ein Stück Selbstverschulden vor. Der Käufer mag sich nicht um Rat an Einheimische wenden, die Bescheid wüssten; er will sich nicht vorzeitig in die Karten sehen lassen und muss dann die misstrauische Zurückhaltung büssen.

Der Berner Bauer gilt im Denken und in der Arbeitsweise als konservative Natur. Seine Erfolge verdankt er mehr der überlegten, stetigen und gründlichen Arbeit, als der Technik einer verfeinerten Betriebsart. Daneben gibt es aber auch Beispiele von ganz modern geführten Musterwirtschaften. Ein solcher Fall, einer der interessantesten unseres Landes, soll hier noch Erwähnung finden. In der Ebene von Payerne liegt die „Belle ferme“, ein Gut von 910 Jucharten, das mit der Zuckerfabrik Aarberg in Verbindung steht. Der Verwalter, ein Berner, hat den früher unbebauten Boden als erster unter den Pflug genommen und daraus Kulturland von hervorragender Güte geschaffen. 450 Jucharten sind mit Zuckerrüben, 250 Jucharten mit Getreide, 130 Jucharten mit Kartoffeln bebaut; der Rest ist Wiesen-

und Gemüseland. Gegenüber den bekannten schmalen Landstreifen der Klein- und Mittulgüter bieten auf der „Belle ferme“ die grossen Flächen der gleichen Anpflanzung eher das Bild ostelbischen oder russischen Grossgrundbesitzes. So war 1920 ein zusammenhängendes Feld von 110 Jucharten mit Zuckerrüben bestellt, ein anderes von 70 Jucharten mit Hafer, ein drittes von 44 Jucharten mit Kartoffeln, ein viertes von 40 Jucharten mit Weizen. — Im Frühling 1914 wurde auf dem Gut der erste Motorpflug der Schweiz verwendet. Für die Feldarbeit nimmt der Verwalter polnische Saisonarbeiter in Dienst, Männer und Frauen; im Sommer 1920 waren es 64. Er reist jeden Frühling nach Polen, in den Bezirk Czestochowa, wirbt dort die Arbeiter an und bringt sie nach Payerne. Die „Belle ferme“ ist zur viel bewunderten und viel besuchten Musterwirtschaft der Westschweiz geworden. Sie fördert und mehrt, auch in ihren ungewöhnlichen Betriebsformen, den alten guten Ruf bernischer Bauernarbeit.

Alle die Auswanderer aus dem Emmental und den andern Gegenden des deutschen Bernbietes pflegen im Land zwischen Bodensee und Genfersee und im Jura nicht in erster Linie den geistigen Besitz der Menschheit; sie bescheiden sich, in rauher, anstrengender Arbeit dem Boden den höchsten Ertrag abzugewinnen. Es kann nicht hoch genug gewertet werden, wie viel sie seit Jahrhunderten geleistet und wie sie durch ihr Vorbild den Bodenbau in den übrigen Teilen der Schweiz gefördert haben. Gerade in unserer Zeit mag es gerechtfertigt sein, der Berner Bauern zu gedenken, die so in aller Stille am Gedeihen unseres Landes mitarbeiten.

